

Literarische Berichte und Anzeigen

Allgemeines

Dietrich, Walter / George, Martin / Luz, Ulrich (Hg.): Antijudaismus – christliche Erblast. Mit Beiträgen von Maurice Baumann, Michel Bollag, Rudolf Dellsperger, Walter Dietrich, Martin George, Rosa Grädel-Schweyer, Emanuel Hurwitz, Ulrich Luz, Christoph D. Müller, Silvia Schroer, Samuel Vollenweider, Stuttgart/Berlin/Köln (Verlag W. Kohlhammer) 1999, 192 S., ISBN 3-17-016095-8.

Der Band dokumentiert eine Ringvorlesung der Ev.-theol. Fakultät der Universität Bern im Sommersemester 1998. Die Herausgeber (der Alttestamentler W. Dietrich, der Neutestamentler U. Luz und der Kirchenhistoriker M. George) stellen den zehn Beiträgen des Bandes ein kurzes Vorwort voran und an den Schluss „Thesen und Einwürfe“, die die unterschiedlichen Standpunkte innerhalb der Fakultät bezeichnen („Christologie ohne Antijudaismus?“). Unter den Referaten finden sich auch zwei jüdische Gastbeiträge: Der des Psychiaters Emanuel Hurwitz und der des jüdischen Theologen Michel Bolag, beide Zürich. Die Veranstalter suchten den Dialog, so ist auch die Veröffentlichung „der Jüdischen Gemeinde Bern in Verbundenheit“ gewidmet. Sie schließt mit einem Verzeichnis der Abkürzungen, einem Sach- und Namenregister und einem Verzeichnis der Bibelstellen. – Die christliche Theologie müsse sich der schuldbeladenen antijudaistischen Dimension der Christentumsgeschichte stellen. Das stellt das Vorwort an den Anfang. Antijudaismus habe zur Ursprungsconstellation des Christentums gehört; sie sei ein Ausgangspunkt der furchtbaren judenfeindlichen Verbrechen in der Geschichte.

W. Dietrich („Gott der Rache versus Gott der Liebe? Wider die Verzerrung biblischer Gottesbilder“) tritt der seit Marcion immer wieder vertretenen Kontrastierung zwischen dem jüdischen Schöpfergott und dem christlichen Erlösergott entgegen. In beiden Testamenten habe der Gott der Bibel „dunkle und harte Züge“, hier wie dort zeige er sich aber zugleich als „Gott der Lie-

be“. – Auch in der feministischen Bibelexegese habe sich ein antijudaistisches Erbe ausgewirkt, legt die Alttestamentlerin S. Schroer („Feminismus und Antijudaismus. Zur Geschichte eines konstruktiven Streits“) dar. Die notwendige Wende verbindet sich ihr mit einer Abwendung von dem „vertikalen Offenbarungsverständnis“ der Dialektischen Theologie. Es müssten die „natürlichen, menschlich vermittelnden Weisheiten und Gesetze“ wahrgenommen werden.

Der Neutestamentler S. Vollenweider („Antijudaismus im Neuen Testament. Der Anfang einer unseligen Tradition“) stellt fest, der Antijudaismus gehe leider schon auf das Neue Testament zurück. Bei der Bewertung der entsprechenden Stellen sei allerdings zu bedenken, dass es sich im Sinne eines „Familienkonflikts“ um Texte „von gebürtigen Juden gegen andere Juden“ handle, die ihr Muster an innerjüdischen Auseinandersetzungen, ja ihre Wurzeln in der Selbstkritik Israels hätten. Das „Alte“ dürften Christenmenschen aber nicht mehr einfach auf Israel projizieren, sondern sollten es in sich selbst suchen. Juden und Christen hätten gleichermaßen die Aufgabe, „die ambivalenten Züge des biblischen Gottesbildes“ kritisch zu überprüfen. – U. Luz („Das ‚Auseinandergehen der Wege‘. Über die Trennung des Christentums vom Judentum“) führt aus, Jesus stehe grundsätzlich auf dem Boden des Judentums, sei aber „ein besonderer Jude“, indem er die jüdischen Grundüberzeugungen neu akzentuierte und im Blick auf eine Universalisierung des Heils entgrenze. In seinem Autoritätsanspruch habe das spätere Auseinandergehen von Judentum und Christentum seine Wurzel. Die Kirche habe nicht eine Rückkehr zu Israel, sondern ein geschwisterliches Nebeneinander mit Israel anzustreben.

M. George, der die Ältere Kirchen- und Dogmengeschichte vertritt, ermuntert hinsichtlich des „Antijudaismus bei den Kirchenvätern“ zu sorgfältigem Quellenstudium. Die patristische antijüdische Po-

lemik habe ihren „Sitz im Leben“ in der Religionskonkurrenz im Römischen Reich gehabt. Sie sei also nicht das Produkt „eines vermeintlich antijudaistischen Wesens der christlichen Religion“. Relativiere sich so „das Außerordentliche des Antijudaismus der Kirchenväter“, so sei auch daran zu erinnern, dass die „Kirchenväter als Verteidiger des Judentums gegen Heiden und Christen“ auftreten konnten. Zu „einem stabilen antijüdischen Ressentiment in der Kirche“ sei es erst später durch die verhängnisvolle Übernahme von Elementen „des paganen Antisemitismus“ gekommen. – R. Dellsperger (Neuere Kirchengeschichte, Theologiegeschichte und Konfessionskunde), gibt („Das Judentum in der Schweiz. Eine Leidensgeschichte mit Lichtblicken“) einen Überblick über die Geschichte der Juden in der Schweiz. Sie sei bis in die Neuzeit hinein die Geschichte einer Minderheit mit eingeschränkten Rechten gewesen. Die reformierte Theologie sei zwar aufgrund des Bundesgedankens immer durch eine gewisse Nähe zum Judentum gekennzeichnet gewesen; aber der Philosemitismus sei in der Schweiz begrenzt gewesen. Erst das 19. Jh. habe Emanzipation und Assimilation gebracht. In der Zeit des Nationalsozialismus habe erst die zunehmende Bedrängnis der Juden zu Nachdenklichkeit und Hilfsbereitschaft geführt. Der offiziellen restriktiven Flüchtlingspolitik sei nur partiell deutlich begegnet worden. D. erinnert an H. Kocher: „Rationierte Menschlichkeit“. *Schweizerischer Protestantismus im Spannungsfeld von Flüchtlingsnot und öffentlicher Flüchtlingspolitik der Schweiz 1933–1948*, Zürich 1996, und zitiert daraus einen bewegenden Aufruf von Paul Vogt aus dem Oktober 1942 („Wir begreifen nicht, dass es noch Menschen geben kann, die sich gar nicht kümmern um das himmelschreiende Elend ...“).

Der Psychiater E. Hurwitz („Judas und der Hass auf die Juden. Ein Beitrag zur Frage des strukturellen Antisemitismus“) versucht, tiefenpsychologische Komponenten des Antisemitismus zu erheben und gibt der Figur des Judas mit dem Motiv „Verrat“ eine zentrale Stellung. Aus der ursprünglichen Rivalität zwischen Christentum und Judentum sei später eine paranoide christliche Umdeutung der Heilsgeschichte erwachsen. Projektionen von unbewusster Wut und Trauer hätten Judas zunehmend als Gegenspieler des vergöttlichten Jesus interpretiert, so dass das Christentum in seiner Bemühung um Bestimmung seiner Identität geradezu einen „Pakt mit dem Teufel“ eingegangen sei. – Der Praktische Theologe C. D. Müller („Die

Pharisäer. Zu einem Klischee christlicher Predigtpraxis“) legt dar, dass der klischeehafte Gebrauch des Begriffs „Pharisäer“ sich einer „Kanonisierung des Antijudaismus“ verdanke. In der Predigt sei der Gebrauch von Klischees ein Zeichen für einen Mangel an überzeugenden Argumenten. Sie solle aber nicht diffamieren und ausschließen, sondern nach „Plausibilität und Evidenz“ suchen. – M. Baumann und R. Grädel-Schweyer, die ebenfalls als Professor und Lektorin die Praktische Theologie vertreten, führen („Judenbilder für Christenkinder. Das Judentum in Religionsunterricht und kirchlicher Unterweisung“) aus der Geschichte der religionspädagogischen Theorie und Praxis Beispiele antijudaistischer Motive vor Augen. Den „gefährlichen Stereotypen“ aus der Theologie stellen sie eine „humanistische Pädagogik“ gegenüber, die sich „nicht mehr als Religionspädagogik, sondern als Religionspädagogik“ zu verstehen habe.

M. Bolag („Jüdische Blicke auf das Christentum. Von Ablehnung bis Akzeptanz“) untersucht die jüdische Sicht des Christentum und sieht das Judentum trotz der Belastungen aus der geschichtlichen Erfahrung und trotz der Glaubensdifferenzen auf dem Wege zur Toleranz. Gegenwärtig überschreite namentlich der in Israel lebende Rabbiner David Hartmann die Schranken eines partikularistischen Erwählungsglaubens, indem er von der Universalität der Schöpfung ausgehe. – Der Schlussteil des Buches zeigt, dass die Auffassungen innerhalb der Fakultät deutlich auseinandergehen. So steht der „These“, das Erste Testament dürfe nicht durch „das christologische Nadelöhr“ gefädelt werden und „ohne die Fülle des Alten Testaments drohte das Neue zu einem blassen Dokument frommer Geistigkeit zu verkümmern“, als „Einwurf“ eine Verteidigung der interpretatio christiana des Alten Testaments gegenüber. Aber auch in dem Nebeneinander der Beiträge selbst wird deutlich, dass grundsätzliche Fragen noch offen sind, etwa in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen christlichem Antijudaismus und neuzeitlichem Antisemitismus. Gerade durch das Unabgeschlossene des Büchleins ist der Leser angeregt, und im ganzen gibt es eine übersichtliche Zusammenfassung der wichtigsten Gesichtspunkte. Vieles ist das Fazit theologischer und kirchlicher Bemühungen um eine Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Kirche und Israel, die in der Schweiz und in Deutschland zwei Generationen weit zurückreichen. Eine Einbeziehung der neuesten Theologie- und

Kirchengeschichte wäre also wünschenswert gewesen und hätte – wie vielleicht auch eine Beteiligung der Systematiker – zeigen können, dass die Theologieschelte, wie sie sich bei den Religionspädagogen (155ff) findet, zu relativieren ist. – Eine Kleinigkeit zum Schluss: Ein Namen- und Sachregister hat nur Sinn, wenn es nicht gar zu willkürlich angelegt ist.

Bonn

Stephan Bitter

Kretschmar, Georg: Das bischöfliche Amt. Kirchengeschichtliche und ökumenische Studien zur Frage des kirchlichen Amtes, hg. v. Dorothea Wendebourg, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 1999, 355 S., geb., ISBN 3-525-55436-2.

Zwölf Aufsätze, die zwischen 1975 und 1995 erschienen waren, werden hier „in unveränderter Gestalt“ wieder publiziert. Hinzu kommt ein persönlich formuliertes Nachwort des Vf.s, der mitteilt, dass das Thema mit seiner Biographie eng verbunden sei: G. Kretschmar hatte sich als Hochschullehrer intensiv mit ökumenischen Fragen befasst. Dass der Theologe später in einem kirchenleitenden Amt gebraucht werden würde, war damals nicht abzusehen. Aber seine Forschungsschwerpunkte haben ihm offenbar den Weg nach St. Petersburg erleichtert, wo er – obwohl Emeritus – als Erzbischof der „Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland und anderen Staaten“ arbeitet.

Um es vorweg zu nehmen: Nicht alle Aufsätze sind der Frage nach dem Amt gewidmet. So steht an zweiter Stelle eine Studie über den „Frühkatholizismus. Die Beurteilung theologischer Entwicklungen im späten Ersten und im Zweiten Jahrhundert nach Christus.“ Hier werden die negativen Urteile benannt, die mit dem Begriff „Frühkatholizismus“ verbunden waren und es häufig noch sind. Der Vf. fragt aber, wie das Evangelium „in veränderte Situationen“ hinein übertragen wurde, und stellt fest, „die ins Auge gefaßte Epoche sei auch als Neuanfang zu begreifen... nicht nur als Nachklang des Urchristentums und nicht nur als eine Zeit des Übergangs.“ Immerhin habe „das Ausbleiben der... Parusie... nicht zu erkennbaren Brüchen, geschweige denn Katastrophen geführt.“ Man müsse jede Epoche aus sich heraus deuten – das gilt dann auch für den Frühkatholizismus. Zwar wird hier die Thematik des Amtes gelegentlich gestreift, aber insgesamt gesehen geht die Auseinandersetzung mit den Ver-

tretern von Verfallstheorien darüber hinaus – ein durchaus wichtiger Aufsatz in diesem Band.

Auch in dem Beitrag über „Anspruch auf Universalität in der Alten Kirche und Praxis ihrer Mission“ geht es nur am Rand um Fragen des Amtes. Zentral ist hier die Problematik von Universalität und Pluralität, die durch das Römische Reich vorgegeben war. Erst seit dem 4. Jahrhundert, als die Christen geduldet oder gar bevorrechtigt wurden, war die Verbindung von „Einheit und Pluralität“ möglich. Der Vf. kommt zu dem Ergebnis: „Die Universalität des einen Christus und des von ihm gewirkten Heiles spiegelt sich in der Kirche in manchen Sprachen und Traditionen, geschart um die gleiche Heilige Schrift, das in der Lehrsubstanz gleiche Bekenntnis, in aufeinander beziehbaren Amtsstrukturen, die aber doch nicht einfach deckungsgleich sind.“ Ähnlich wie hier werden auch in dem Aufsatz über „Die ‚Selbstdefinition‘ der Kirche im 2. Jahrhundert als Sammlung um das Apostolische Evangelium“ alle drei frühkatholischen Normen behandelt: „regula fidei, Kanon und Amt“. Sie ermöglichen einen „wechselseitige(n) Konsens der Gemeinden, in der vorgegebenen Wahrheit zu stehen.“

Drei Viertel der Beiträge konzentrieren sich aber auf die Amtsproblematik. Dabei werden nicht nur patristische Fragen behandelt, sondern die gesamte Kirchengeschichte wird durchschritten. Gleichzeitig steht die moderne ökumenische Diskussion immer im Hintergrund oder sie wird sogar eigens thematisiert. In einem großen Aufsatz über „Die Ordination im frühen Christentum“ wird zunächst festgestellt, dass die Ordination „nicht... auf einzelne Gemeinden bezogen (war), sondern auf die Funktion des Klerus.“ Die „altkirchliche Gemeindeleitung“ wird folgendermaßen definiert: Sie bestand aus einem Bischof, „dem das Presbyterkollegium zur Seite steht und dem Diakone als Gehilfen zugeordnet sind.“ Als „Kriterium für die Ordination“ wird die „Beteiligung am eucharistischen Gottesdienst“ ausgemacht. Die Einsetzung „geschieht in der Regel – beim Bischof stets – durch Handauflegung... und Gebet; Ordinator ist der Bischof, bei der Bischofskonsekration ... sind es Nachbarbischöfe.“ Beim Bischof kommt „die Inthronisation“ hinzu: Er übernimmt den Predigtstuhl und damit die Aufgabe zu predigen. Die Inthronisation unterstreiche zugleich „die Sukzession“. Auch die Frage nach dem „Ursprung des Bischofsamtes“ wird diskutiert.